

Barfüsserkirche und Landesmuseum

Autor(en): Valentin Lötscher

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1961

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/2a36c448-4d74-402f-a612-f83b456110de>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Barfüßerkirche und Landesmuseum

Von Valentin Lötscher

Die Barfüßerkirche ist nächst dem Münster die größte und eine der schönsten Kirchen unserer Stadt und beherrscht noch immer den sonst etwas verunstalteten Platz, dem sie auch den Namen verliehen hat. Sie ist in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstanden, im schlichten Stil aller Bettelordenskirchen, ohne Glockentürme, ohne Gewölbe und ohne allen überflüssigen Zierat, getreu den strengen Vorschriften des Franziskanerordens. An Größe übertrifft sie dagegen alle andern Kirchen, in einigen Dimensionen sogar das Münster: ihr Chor (29 m lang, 22 m hoch) ist der höchste am Rhein bis hinunter nach Köln. Besonders prachtvoll präsentiert sich das Innere, nachdem vor einigen Jahren das bunte museale Durcheinander aufgeräumt worden ist; man sieht wieder, daß dies eine Kirche war, und spürt trotz der störenden Einbauten etwas von der Wucht dieses Baukörpers. Ja, man ist versucht, das Wort Winckelmanns, das dieser für die Antike geprägt hat, auch für dieses mittelalterliche Bauwerk anzuwenden: «edle Einfachheit und stille Größe».

Es soll hier keine Würdigung im einzelnen oder eine Baugeschichte gegeben werden; all dies ist in sehr ausführlicher Weise durch C. H. Baer in den «Kunstdenkmälern der Schweiz» bereits geschehen (Basel-Stadt, Band III, Basel 1941, S. 196 bis 282).

Aus der langen, wechselvollen Geschichte der Barfüßerkirche wollen wir nur den letzten Abschnitt vor der Umwandlung in ein Museum herausgreifen, jenen Zeitpunkt, da die Basler die altehrwürdige Kirche zuerst abbrechen wollten und bald darauf dann als Sitz des künftigen Landesmuseums vorschlugen. Der Wettbewerb verschiedener Schweizer Städte um den Sitz des Landesmuseums ist — aus Zürcher Sicht — bereits

einmal geschildert worden, und zwar vom ersten Direktor dieses Instituts, Joh. Heinrich Angst, in der «Festgabe auf die Eröffnung des schweizerischen Landesmuseums in Zürich», 1898. Ich erhebe also nicht den Anspruch, neue Tatsachen mitzuteilen; dagegen bin ich bei einer anderen Arbeit im Archiv des Historischen Museums auf fünf starke Aktenbände gestoßen, die eine Menge Zeitungsausschnitte, Briefe und andere Dokumente zu jenem Museumsstreit enthalten, unter anderem auch ein paar Fasnachtszettel, die uns das Problem in einem heiteren Lichte erscheinen lassen. Sie sind zugleich ein Beitrag zu dem Thema «Basels Stellung im Schweizerbund», das von einem andern Verfasser in diesem Bande behandelt wird.

Überdies gibt uns die Diskussion um die Barfüßerkirche die erwünschte Gelegenheit zu ein paar einleitenden Betrachtungen über Kunstauffassung und Baupolitik. Dem besorgten Betrachter mag es manchmal scheinen, als sei heute unsere gesamte Altstadt von dem fieberhaften Umbauprozess bedroht. Selbst der bisher für geheiligt gehaltene Bezirk des Münsterhügels ist durch den Abbruch des Lichtenfelserhofes bereits angeknabbert, und schon liegen neue, noch weit schlimmere Baupläne bereit.

Die Barfüßerkirche dagegen ist seit ihrer Umwandlung in ein Historisches Museum (1894) vollkommen geschützt. Ob sich ihre Wirkung seit der Absenkung des Platzes im Jahre 1936 verbessert oder verschlechtert habe, darüber kann man in guten Treuen verschiedener Meinung sein, und die anfangs vielkritisierte «Klagemauer» ist einem bereits zum vertrauten Anblick geworden; die Gymnasiasten jedenfalls und die Fasnächtler möchten sie nicht mehr missen. Häßlich ist dagegen die Verstellung des Platzes mit parkierenden Autos — ein Schicksal, das leider alle öffentlichen Plätze ereilt hat —, und es fragt sich, ob sich nicht doch der so einfache Vorschlag einer Überdachung des Parkings verwirklichen ließe, der den obern Platz gleichsam als zweite Ebene für die Fußgänger, die Messe usw. wiederherstellen würde und der Kirche ihr Vorgelände zurückgäbe.

Erhaben über alle diese Tagesfragen thront die stolze alte Kirche ob dem Barfüßerplatz, und kein normaler Mensch

würde es heute wagen, ihre Existenz in Frage zu stellen. Dem war nicht immer so. Im Jahre 1882 wurde im Großen Rat darüber abgestimmt, ob man das Gebäude abbrechen sollte, um dadurch Platz für ein neues Schulhaus zu gewinnen, und nur mit 2 Stimmen Mehrheit konnte der wahnsinnige Antrag abgewiesen werden. Wir können dieses frevle Spiel kaum mehr begreifen, und es mag uns heute, wo wiederum so viele altvertraute Straßenzüge rücksichtslos der Spekulation geopfert werden, einen gewissen (wenn auch schwachen) Trost bedeuten, zu sehen, daß frühere Generationen manchmal noch viel brutaler zu Werke gingen. Es ist wohl so, daß gerade durch die Steigerung und Beschleunigung des Umbauprozesses in den letzten dreißig Jahren auch um so lebhaftere Gegenkräfte auf den Plan gerufen worden sind, namentlich in der jüngeren Generation (Studenten), die sich dem barbarischen Zerstörungswerke entgegenstemmen.

Auch hat unsere moderne Zeit — so paradox es für viele klingen mag — wieder ein tieferes Verständnis für echte Kunstwerte. Man schätzt einen Kirchenbau nicht etwa nur um seines Alters oder seiner sakralen Bestimmung willen, sondern man bewundert die erhabene Monumentalität eines romanischen oder gotischen Gebäudes aus rein künstlerisch-ästhetischen Gründen. Die Restauratoren gehen pietätvoll-behutsam ans Werk, um die reine, ursprüngliche Schönheit eines Bauwerkes wieder hervorzuholen; nie würden sie sich so eigenwillige, brutale Eingriffe erlauben wie noch ihre Kollegen vor hundert Jahren.

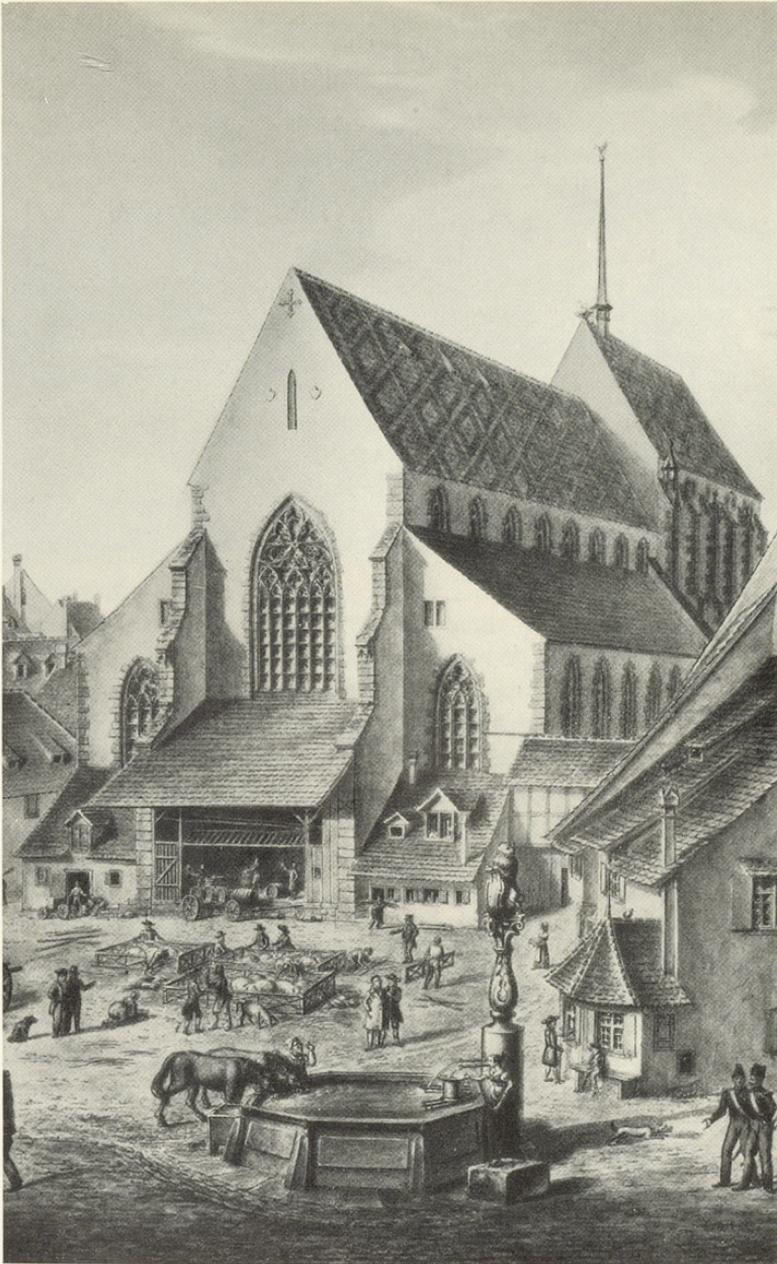
Die letzten Jahrhunderte dachten hier anders. Nachdem man in der Renaissance das klassische Altertum wiederentdeckt hatte, stand man allem Mittelalterlich-Gotischen äußerst skeptisch gegenüber, auch noch in der französischen und in der deutschen Klassik. Einen abgründigen Abscheu gegen das «finstere Mittelalter» hegten vor allem die Revolutionsmänner; in der französischen Nationalversammlung wurde sogar allen Ernstes darüber abgestimmt, ob man das Straßburger Münster abbrechen wolle. In Basel begann die große Abreißwut um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Nachdem bereits vorher der uralte Salzturm und das wundervolle Rheintor gefallen

waren, wurden in den Jahren nach 1859 die romantischen Befestigungen mit ihren schönen Türmen und Toren geschleift, zum Teil aus verständlichen Verkehrsgründen, zum Teil aber auch aus reiner Zerstörungslust.

Die Respektlosigkeit gegenüber mittelalterlicher Baukunst machte auch vor der ehrwürdigen Barfüßerkirche nicht Halt. Schon seit der Reformation hatte man das Gebäude arg vernachlässigt, im Chor eine Fruchtschütte eingerichtet. Im Jahre 1794 ging man einen Schritt weiter, indem man die Kirche zur Lagerung von Kaufmannsgütern verwendete, ab 1799 sogar als Salzablage, trotz dem Abraten der Baufachleute; noch heute sieht man, wie einzelne Säulen vom Salz angefressen sind. Nach der Kaufhausgasse wurde eine Einfahrt durchgebrochen, ebenso das Westportal unter Zerstörung der beiden Spitzbogentore erweitert, «um breiten Fässern und Ballen Eingang zu verschaffen». 1843/44 riß man sodann die Klostergebäude nieder und baute an ihrer Stelle — da, wo heute der Musiksaal steht — ein *Kaufhaus*, das sich in drei hohen Arkaden gegen den Platz hin öffnete. Als Ergänzung dazu wurde die Kirche ganz als Lagerhalle ausgebaut, wobei beide Seitenschiffmauern erneuert wurden, die nördliche nach innen gerückt, die südliche nach dem Hofe zu mit drei Toren durchbrochen. Auch sonst wurde vieles zerstört.

Das neue Kaufhaus fand zwar schon 1875 ein frühes Ende, da es durch die mächtig aufkommende Eisenbahn mit ihren Güterbahnhöfen überflüssig wurde, und nur noch der Name «Kaufhausgasse» erinnert an jene Episode. Doch die Barfüßerkirche gewann durch diese Änderung zunächst nichts; sie wurde weiterhin für alle möglichen und unmöglichen Zwecke mißbraucht. Wie weit die Profanierung ging, bringt der Fasnachtszettel der St. Johannslemer von 1889 in drastischer Weise zum Ausdruck:

«. . . Jenes alte Kirchgebäude,
Einst der Barfußmönche Freude,
Dessen Dach gen Himmel strebt,
Hat schon manchen Sturm erlebt.
Einstmals war es Kaufhaushalle,





Obenstehend: *Barfüßerkirche mit Kaufhaus 1845–75*

Das gräßliche Kaufhaus wurde durch das Aufkommen der Eisenbahn überflüssig und machte 1875 dem Neubau des Musiksaales Platz. Photo im Staatsarchiv Basel. Mit freundlicher Genehmigung des Heimatschutzes übernommen aus «Basels Stadtbild . . .» von Alfred R. Weber (Sonderdruck aus Nr. 1/1957 der Jurablätter»)

Vorderseite: *Barfüßerkirche mit Seymärt («Seibi») vor 1845*

Aquarell von Joh. Jak. Neustück, Staatsarchiv Basel. Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Birkhäuser & Cie. AG. übernommen aus den «Kunstdenkmälern der Schweiz», Basel-Stadt, Bd. III

Kälbermarkt und Lotterfalle,
Postbureau und Pfandleihhaus,
Vögel stellte man dort aus,
Ja, es trieb einst an der Messe
Dort ein Seehund seine Spässe:
Kurz zu vielem ward verwandt
Jenes Bauwerk stadtbekannt . . .»

Auch äußerlich verkam das edle Bauwerk immer mehr. Eine zeitgenössische Photographie zeigt über dem Eingang eine häßliche Tafel mit der Aufschrift «Ankenmarkt», auf einem Strebepfeiler einen Telephonmast und ein aus einer Mauer-ritze hervorwucherndes Tännlein. Das Storchennest hingegen, über das man damals so gerne spottete, würde uns heute als willkommener Schmuck erscheinen.

Viel schlimmer als das bloße Verlottern-Lassen war das Endziel, das den «forstschriftlich Gesinnten» vorschwebte: der Abbruch. Entsprach jenes lange Zuwarten, das «Erdauern» neuer Lösungen, einer alten, bis heute geübten Basler Tradition, so wollten die Radikalen dagegen, ihrem Namen Ehre machend, mit allem «alten Plunder» aufräumen, um Platz zu schaffen für Neues. Ein wiederholtes Gesuch der katholischen Gemeinde um Überlassung der Barfüßerkirche für den Gottesdienst wurde natürlich abgewiesen, obwohl dies — rein objektiv gesehen — wohl die beste Lösung gewesen wäre. Aber die siegreichen Radikalen hatten andere Pläne. Dieselben Geister, die um 1850 eine Abschaffung der Universität und deren Ersetzung durch eine Gewerbeschule verlangt hatten, wollten nun dem verhaßten Kirchgebäude den Garaus machen, um hier eine Töchterschule zu errichten. Wilhelm Klein, der mit echtem Aufklärerglauben für seine Lieblingsidee der Volksbildung kämpfte, war nach dem kurzen konservativen «Nachsommer» von 1878—81 jetzt wieder an die Macht gelangt und ging daran, Basel im Geiste des Freisinns umzugestalten.

So machte denn, gleich zu Beginn der neuen Aera, der mehrheitlich freisinnige Regierungsrat am 13. Januar 1882 dem Großen Rat den Vorschlag, die Barfüßerkirche abzubrechen. Nun begann ein zähes Ringen. Die Historisch-antiqua-

rische Gesellschaft, der Kunstverein, die Mittelalterliche Sammlung, die Schweizerische Gesellschaft für Erhaltung vaterländischer Denkmäler, sowie der Ingenieur- und Architektenverein wandten sich in Petitionen an den Großen Rat um Erhaltung des stolzen Baudenkmals. Aber ihre Stimmen, und selbst diejenige Jacob Burckhardts, hatten weniger Durchschlagskraft als die zügige Propaganda der «Fortschrittmänner». Zum Glück gehörte jedoch ein Sohn des großen Gelehrten und Gründers der Mittelalterlichen Sammlung, Wilhelm Wacker-nagels, der Jurist und Verleger Gottfried Wackernagel, der radikalen Partei an, und bei ihm war das kulturelle Verantwortungsgefühl stärker als die Parteidisziplin. Er hatte zudem das Präsidium des Großen Rates inne, und seinem großen Einfluß allein gelang es, noch weitere Parteigenossen zur besseren Einsicht zu bekehren, so daß am 13. März 1882 schließlich nach mehreren Abstimmungen der Zerstörungsantrag mit 52 gegen 50 Stimmen verworfen wurde.

Das Schlimmste war für einmal noch knapp verhindert worden. In den breiten Volksmassen jedoch freute man sich über diesen Ausgang gar nicht, und noch jahrelang konnte man den Abreißteufel rumoren hören. Als im Jahre 1866 in Basel ein eidgenössisches Turnfest stattfand, kam jene Stimmung in folgenden Versen zum Ausdruck, die auf Guirlanden an der Kaufhausgasse zu lesen waren:

«Turner, stehe still und staune
Ob der zopfigen Basler Laune,
Die diese traurige Ruine
Duldet noch mit kalter Miene.
Zwar «weg damit» der Bürger spricht,
Doch die Regierung tut es nicht.
Liebe Turner, 's tut uns leid,
Daß wir dir nicht Schöneres heut
Als diese Kirche zeigen können,
Ironie ist's zwar, sie so zu nennen,
Der Storch, der klappert von den Höhn,
Recht häßlich ist auch wieder schön.
O Fremdling, spar den guten Rat.

Das gleiche sagen früh und spat
Mann, Weib und Kind in dieser Stadt,
Doch nicht begreift's der Große Rat.
Freund, was stehst du so entsetzt,
Mein Schönheitssinn, er ist verletzt,
Reißt diese Kirche doch mal nieder,
So rat ich euch gut und bieder,
Es ist ein Schandfleck dieser Stadt,
Wie keine zweite einen hat . . .»

Eine neue Wendung trat für die Barfüßerkirche erst ein, als in den 80er Jahren das *Projekt eines schweizerischen Landesmuseums* auftauchte. Die Idee zu einer solchen Gründung geht — wie so manches andere nationale Postulat — auf die Zeit der Helvetik zurück, drängte sich jetzt aber immer mehr auf, da im Laufe des 19. Jahrhunderts zahllose wertvolle Kunstschätze von ausländischen Sammlern und Museen zusammengekauft worden waren. Zu welchem katastrophalen Ausmaß sich dieser Ausverkauf heimischen Kunstgutes entwickeln konnte, wußte man in Basel ja nur zu gut seit der unwürdigen Verschacherung des halben Münsterschatzes nach 1833. Um dieser Entwicklung einen Riegel zu schieben, gründete der Germanist Wilhelm Wackernagel im Jahre 1856 die «Mittelalterliche Sammlung», nach dem Muster des Germanischen Museums in Nürnberg, und auch in anderen Kantonen geschah ähnliches. 1880 entstand eine allgemeine «Schweizerische Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler» (kurz «Erhaltungsgesellschaft» genannt), angeregt von dem Genfer Théodore de Saussure, und fast gleichzeitig machte Nationalrat Salomon Vögelin, Professor der Kulturgeschichte an der Universität Zürich, dem Bundesrat den Vorschlag zur Gründung eines schweizerischen «Nationalmuseums».

Bundesrat Schenk zeigte sich von Anfang an als großer Förderer der Idee, und schon in den ersten Jahren gelang der Rückkauf wertvoller Stücke aus dem Ausland. Einen neuen Auftrieb brachte die schweizerische Landesausstellung von 1883 in Zürich, wo erstmals eine Sammlung nationaler Altertümer gezeigt wurde. Aus Basel beteiligte sich mit seiner schö-

nen Sammlung der Baumeister Ludwig Merian, während die Zünfte ihre Schätze nicht herausgeben wollten.

Die Basler blieben auch in den folgenden Jahren eher zurückhaltend gegenüber dem neuen Projekt, auch die gelehrten Gesellschaften. Die große Diskussion um das Landesmuseum begann erst im Februar 1888, mit einem Leitartikel von Heinrich Angst in der «Neuen Zürcher Zeitung». Der Verfasser, der später der erste Direktor des Institutes wurde, wollte als möglichen Sitz des Nationalmuseums nur Zürich oder allenfalls noch Bern gelten lassen, während er Basel und Genf als zu exzentrisch gelegen bezeichnete. Auf diesen Artikel folgten einige spitze Erwiderungen. Am 29. Februar 1888 schrieb B. (Dr. Albert Burckhardt?) in den «Basler Nachrichten», die aufgezählten Vorteile Zürichs seien ja schön und gut, doch finde sich das alles auch an andern Orten in wenigstens ebenso reicher Fülle; den Einwand gegen Basel widerlegte er mit einem träfen Argument, das bis heute aktuell geblieben ist: «Wenn man aus den andern Kantonen etwas nötig hat, so liegt Basel nie zu exzentrisch und hat man noch jedesmal den Weg gefunden. Warum soll nur beim Geben Basel für die Eidgenossen nicht zu erreichen sein?»

Jetzt auf einmal erwachte Basels Interesse für das Nationalmuseum. Am 1. März 1888 richtete der Vorsteher der Mittelalterlichen Sammlung, Rudolf Wackernagel (der spätere Verfasser der Stadtgeschichte) eine lange Eingabe an den Regierungsrat, und knapp eine Woche später schon sandte dieser an den Bundesrat ein *Bewerbungsschreiben*, in welchem er die Barfüßerkirche samt Areal und der erforderlichen Einrichtung dem Bund für ein Nationalmuseum zur Verfügung stellte. Eine Geldsammlung brachte Fr. 152 000 als privaten Beitrag an die Restaurationskosten zusammen. Auch Genf, Bern, Zürich und Luzern machten ihre Eingaben. Alle boten gleichsam als Morgengabe eine ansehnliche kantonale Sammlung als Grundstock an, Basel und Luzern überdies schöne mittelalterliche Bauten als Ausstellungsräume, Zürich und Bern dagegen ideal gelegene, größere Bauplätze.

Mitten in die Bewerbungen der Städte hinein platzte eine alle gleichermaßen überraschende Meldung: Der am 12. März

1888 in Basel verstorbene Baumeister *Ludwig Merian* hatte der Eidgenossenschaft für das zukünftige Landesmuseum sein ganzes beträchtliches Vermögen vermacht. Dazu gehörte auch die Sammlung von Altertümern, die der kunstliebende Junggeselle in seiner Kleinbasler Wohnung angehäuft hatte. Das Vermächtnis war nicht etwa an die Bedingung geknüpft, daß das Landesmuseum seinen Sitz in Basel haben müsse, doch ließ es natürlich die Chancen Basels mächtig steigen. Die «Allgemeine Schweizer Zeitung» vom 21. März zweifelte nicht daran, daß die Sache nun für Basel gesichert sei, und der «Schweizer Volksfreund» vom 20. März meinte sogar, es sei gut, daß der Testator keinerlei Zusatzklausel hinzugefügt habe, dies wäre eine «unwürdige Pression» gewesen; jener habe vielmehr soviel «Vertrauen in den Gerechtigkeitssinn und die freundeidgenössische Haltung unserer Bundesbehörde» gesetzt und daher «keinen Augenblick daran gezweifelt . . .»

Auch in der schweizerischen Presse wurden Basels Aussichten als gut bewertet. Noch am 2. Januar 1889 schrieb z. B. die «Zofinger Tagespost», Basel allein sei bisher vom Bunde stiefmütterlich behandelt worden; darum wäre es gerecht, wenn diese Stadt einmal von der Eidgenossenschaft berücksichtigt würde. Sogar die Zürcher selbst anerkannten Basels Vorzüge, plazierten jedoch gelegentlich eine treffende Zwischenbemerkung über «jene nämliche Barfüßerkirche, welche vor noch nicht langer Zeit nur durch das energische Vorgehen sämtlicher Schweizer Kunsthistoriker vor dem Untergang gerettet worden ist» (NZZ, 1. 3. 1888).

Zunächst mußte in der Bundesversammlung beschlossen werden, ob man überhaupt ein Landesmuseum wolle oder nicht. Der Entscheid darüber fiel im positiven Sinne, im Ständerat im Dezember 1889, im Nationalrat im Juni 1890. Über die Frage des Sitzes wurde in den Zeitungen und anderswo heftig diskutiert. Ein nettes Stimmungsbild von diesem Städtewettbewerb gibt uns folgende heitere Produktion, die bei der Jahresversammlung einer gelehrten Gesellschaft in Zürich vorgetragen wurde:

Aus dem neuen Zürcherischen Struwelpeter

«Kinder, sprach die Frau Mama,
Gestern war der Niklaus da,
Brachte euch in seinen Taschen,
Viel zum Spielen mit und Naschen,
Und besonders schön war eines,
Ein neues Spielzeug, gar ein feines,
S'ist ein Haus, voll Pracht gebaut,
Wie man sonst es nirgends schaut,
Und in seinen weiten Zimmern
Sieht man Wunderdinge schimmern,
Schwerter, Helme, Schilde, Lanzen,
Bilder, Kreuze und Monstranzen,
Bunte Scheiben, Schränke, Becher,
Stickereien, Uhren, Fächer,
Und noch tausend andre Sachen;
Wer das kriegt, der kann wohl lachen.»

Die Kinder schreien und bestürmen die Mutter darauf:

«Jeder lobt sich, was er kann;
Pepi ruft, er sei jetzt dran:
Hab noch niemals was bekommen
Und gehör doch zu den Frommen,
Bet' und les' Erbauungsbüchlein,
Schick den Neger'n Taschentüchlein.
Hab auch Dinge mancher Art
Mir schon fleißig aufgespart,
Die ins neue Haus gut passen,
Darum müßt ihr mir es lassen. —
Drob wird *Mutzchen* sehr ergrimmt,
Schreit, es sei für ihn bestimmt . . .
Jean und Louis, diese zwei
Kommen auch sogleich herbei.
C'est pour moi, so bettelt *Jean*, (Genf)
Gib es mir nur, chère maman,
Wirst's doch nicht dem *Louis* geben, (Lausanne)

Der hat so das schönste Leben,
Spielet alle Tag Gericht,
Braucht kein neues Spielzeug nicht . . .»
«Sieh, da naht sich auch der *Franz*, (Luzern)
In der Hand den Rosenkranz . . .»

Schließlich kommt der *Heiri* aus Limmat-Athen, rühmt lang
und breit die Vorzüge seiner Stadt und schließt dann:

« . . . Kurz, ich sag es noch einmal,
Eigenlob ist mir fatal,
Doch das sag ich frei heraus,
Ich allein verdien das Haus!»

Die *Mama* schilt die lärmenden Kinder und rät ihnen:

«Handeln müßt ihr; statt der Worte
Sind die Taten jetzt am Orte,
Wer mir die mit Stolz kann zeigen,
Dem geb ich mein Haus zu eigen.»
(NZZ, 16. I. 1889)

Auch an der *Basler Fasnacht* 1889 wurde natürlich das
dankbare Sujet von mehreren Cliques aufgegriffen. Die schon
zitierten St. Johannislemer schlossen ihren Zettel mit der ban-
gen Frage:

«Ob der hohe Bundesrat
Endlich nun ein Einsehn hat?
Ob die Herren Volksvertreter
Uns vertrösten wohl auf später?
Ob sich wohl die Stadt am Rhein
Wird des Staatsmuseums freun?
Oder ob die Bundesgaben
Stets die Gleichen sollen haben?
Ob man uns will überfluten
Nur mit Sanitätsrekruten?
Beppi, das kannst du erfahren,
Aber erst in spätern Jahren.»

Eine andere Clique dagegen dichtete wesentlich optimistischer, indem sie auf das Meriansche Vermächtnis anspielte:

«E Basler, dä het d'Batze gä,
Drum kan is niemeds 's Vorrächt nä . . .
E Basler isch doch nit so dumm,
Daß er sy Gäldli git,
Damit me in ere andere Stadt
Blagiere ka dermit.»

Und doch sollte es gerade so herauskommen! Denn die Zürcher waren sehr unternehmungslustig. Wenn die Basler noch am 29. Nov. 1890, also kurz vor Torschluß, noch eine zweite Bewerbungsschrift einreichten, versehen mit den Plänen zur Restauration der Barfüßerkirche, so war dies ein bescheidenes, dünnes Heft, ähnlich dem bernischen; die Zürcher dagegen holten zu einem großen Schlage aus. In aller Stille hatten die Mitglieder des Initiativkomitees ein Buch geschrieben und dieses drucken, illustrieren und prächtig binden lassen, alles in weniger als einem Monat, bibliographisch ein Unikum! Als die Mitglieder der beiden Räte am 1. Dezember 1890 zusammentraten, fanden sie auf ihren Pulten das Prachtwerk vor, betitelt «Zürichs Bewerbung um das schweizerische Landesmuseum», einen Band von fast 2 Kilo Gewicht und entsprechender Überzeugungskraft! Am 16. Dezember 1890 fand die *Abstimmung im Ständerat* statt. Im 3. Wahlgang fiel Basel mit nur noch 4 Stimmen aus, im vierten Bern mit 7, aus dem fünften ging Zürich mit 26 : 16 Stimmen gegen Luzern als Sieger hervor. Im *Nationalrat* dagegen siegte am 18. Dezember im vierten Wahlgang Bern mit 72 : 61 Stimmen gegen Zürich.

Da die verlangte Einmütigkeit der beiden Räte nicht zustandekam, wurde das Traktandum auf das Frühjahr 1891 verschoben. Es war klar, daß jetzt nur noch Zürich und Bern in Frage kamen, die beiden freisinnigen Führerkantone mit ihrem ganzen politischen Anhang. In der Zwischenzeit wurde nochmals gegen das Projekt an sich Sturm gelaufen. Zu den alten Gegnern stießen jetzt noch die im Abstimmungskampf Unter-

legen. Sie alle verlangten, man solle auf ein zentrales Museum verzichten und die vom Bunde bereits angekauften Altertümer auf die bestehenden kantonalen Sammlungen verteilen. Eigentlich der vernünftigste Vorschlag, nur leider etwas spät, da jetzt das föderalistische Argument nicht mehr stichkräftig war, nachdem man sich selber beworben hatte und unterlegen war.

In der *Aprilsession 1891* beharrten National- und Ständerat in der 3. Abstimmung auf ihren Beschlüssen, der Ständerat in der 4. Abstimmung sogar definitiv. Damit war die Türe zugeschlagen: jetzt galt es nur noch entweder ein Landesmuseum in Zürich oder überhaupt keines. Die «Erhaltungsgesellschaft» wandte sich abermals an den Bundesrat mit der Bitte um Intervention. Auf Antrag von Bundesrat Schenk hielt darauf Bundespräsident Welti in der entscheidenden Sitzung des Nationalrats vom 18. Juni 1891 eine Ansprache, in der er die Volksvertreter daran mahnte, das oppositionslos beschlossene Bundesgesetz über die Errichtung eines Landesmuseums jetzt nicht zu torpedieren. Zugleich erinnerte er an das in wenigen Wochen fällige 600jährige Jubiläum der Eidgenossenschaft. So nahm denn der allmählich penible Hader ein Ende. Die Waadtländer, geführt von Ruchonnet, votierten unter dem offiziellen Druck diesmal für *Zürich* und brachten diesem endlich das ersehnte Mehr.

Leider hatte der ganze Handel wieder einmal als politische Machtprobe geendet, mit all den unschönen Begleiterscheinungen, die zu einer solchen gehören. In Basel war man sehr enttäuscht, daß man trotz allen Vernunftgründen einfach von den größeren und robusteren Kantonen überrundet worden war. Aber zugleich sehen wir doch auch aus einem Vorschlag, der in der Zeit zwischen den beiden Sessionen gemacht wurde («Basler Tagblatt» vom 21. 12. 1890) und der statt der Barfüßerkirche einen Neubau am Aeschengraben verlangte, daß man in Basel seiner Sache nicht ganz sicher war, ja daß man im Innersten um das Ungenügen des ersten Vorschlages wußte. So schön die Barfüßerkirche als Museumsraum auch ist, so genügte sie doch in keiner Weise dazu, neben der stattlichen Basler Sammlung noch all die eidgenössischen Bestände auf-

zunehmen! Und zur Erweiterung war so gut wie gar kein Platz vorhanden.

Wir können wahrhaft froh sein, daß die Entscheidung so und nicht anders gefallen ist. Denn unsere eigene Sammlung ist sicher reich genug, ja es hat sich bereits als zweckmäßig erwiesen, einen Teil dieser Schätze in andere Museen, vor allem in den «Kirschgarten», umzusiedeln, um sie besser präsentieren zu können. Denn wir wollen ja heute keine Raritätenkabinette oder Rumpelkammern mehr, sondern aufgelockerte Ausstellungen, übersichtlich gegliedert und beschriftet. Und nicht nur das: Statt in einer helvetischen Monstreschau unterzugehen, hat sich unsere kantonale Sammlung ihre Selbständigkeit und Eigenart bewahren können.

Das Positive des ganzen Museumsstreites bestand für Basel darin, daß die Barfüßerkirche restauriert, als Museum eingerichtet und damit endgültig gerettet wurde. Drei Jahre nach jener Abstimmung, 1894, konnte das *Historische Museum* eröffnet werden, «für die Basler ein Freudentag», da sie, wie Paul Burckhardt in seiner Stadtgeschichte schreibt, «auch diesmal aus einer politischen Zurücksetzung einen kulturellen Gewinn für die Stadt erworben hatten».

Der Abschluß der Museumsdebatte wurde übrigens in Basel völlig überschattet durch das große Eisenbahnunglück vom 14. Juli 1891 bei Münchenstein. Jetzt hatte man in Basel andere Sorgen und vergaß ob dem großen das kleinere Mißgeschick. Neben den Berichten über die Rettungs- und Aufräumarbeiten wurde das Abstimmungsresultat aus dem Bundeshaus am 19. Juni kommentarlos mitgeteilt, von vielen wohl übersehen. Andererseits verzichteten die Zürcher auf Siegesfeiern in der Museumfrage, in Rücksicht auf die von schwerem Leid betroffene Stadt Basel. So konnte ein politisches Malaise hier glücklicherweise vermieden werden. Wenige Wochen darauf feierte die ganze Schweiz am 1. August 1891 den 600. Jahrestag ihres Bundes. In Basels Umgebung flammten erstmals die Höhenfeuer auf und bewiesen, daß die Basler sich trotz dem erlittenen Affront nicht verärgert zeigten.